Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Inserate übernehmen ausserhalb Berlins: Bonn: M. Cohen. — Bremen: E. Schlotte. — Stettin: S. Salomon. — Frankfurt a. M.: G. L. Daube & Co., Jäger's Buchhandlg. — Hamburg: Haasenstein & Vogler, Joh. Nootbaar, Adolf Steiner. — Görlitz: G. Müller. — Halle a. S.: J. Barck & Co. — Magdeburg: Robert Kiess. — Minden: C. Marowski. —

Abend-Ausgabe.

Wien: A. Opelick, Stubenbastei 2. — Amsterdam: A. Delamar Azn., Spuistraat 184. — Frankreich: John F. Jones Nachf. in Paris, 31 bis Faubourg-Montmartre. — England: John F. Jones Nachf. in London, 166 Fleet Street. — Polen und Russland: Rajchmann & Frendler in Warschau, Senatorengasse 22.

Nr. 486. **Berlin, Sonnabend den 17. Oktober 1885, Abends.** **25. Jahrgang.**

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" erscheint täglich Morgens und Abends, mit Ausnahme von Sonntag Abend und Montag Morgen, bei besonderen Ereignissen in Extra-Ausgaben. Der Abonnementspreis beträgt für das Deutsche Reich und die österreichisch-ungarische Monarchie vierteljährlich **7 Mark 50 Pf.**, **für das übrige Ausland mit dem entsprechenden Postaufschlag, und werden Abonnements bei den betreffenden Postanstalten angenommen.** Für **Berlin** nehmen **sämmtliche Zeitungs-Spediteure** und die **Expedition** dieser Zeitung, **Wilhelmstraße 32**, Abonnements vierteljährlich zum Preise von **7 Mark 50 Pf.**, sowie die **Post-Expeditionen 8 Mark** incl. Bestellgebühr entgegen. Preis der einzelnen Nummer 10 Pf. Inserate nimmt die Expedition zum Preise von **40 Pf.** pro fünfgespaltene Petitzeile an. Beiträge für die **Redaktion** der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" sind an diese: **Berlin 48, SW. Wilhelmstraße 32,** zu richten, **und wird gleichzeitige Honorarangabe erbeten. Nachträgliche Honoraransprüche finden keine Berücksichtigung,** unbenützte Einsendungen können nicht aufbewahrt werden. Die Redaktion und die Expedition **frankiren** alle ihre Sendungen, nehmen daher auch nur **frankirte** Briefe an.

Inhalt der Sonntags-Beilage Nr. 42: Magnetismus. Von F. Erhardt. — Vaterländische Erinnerungen: Eine Heldenbraut. — Die Schützengilde in Neu-Ruppin. Von Karl Lücke. — Mannigfaltiges: Der Münchhausen von Rügen. — Die Entzifferung der Hieroglyphen. — Karls V. letzte Tage im Kloster Juste. — Haus- und Landwirthschaft: Ueber den Kalksandpisébau. — Kreuzungen von Wildschafen mit Hausschafen. — Kleine Mittheilungen. — Landwirthschaftliche Literatur.

Politischer Tagesbericht.

Berlin, 17. Oktober.

Als vor einiger Zeit eine von der serbischen Regierung ausgeschriebene Kanonenlieferung nicht an Herrn Krupp, sondern an die französische Fabrik de Bange vergeben worden war, ergingen sich verschiedene französische Zeitungen in emphatischen Verherrlichungen dieses Sieges der französischen über die deutsche Industrie. Die serbische Regierung, behauptete die „Rép. fr.", habe eine Entscheidung erst dann getroffen, nachdem durch gründliche Experimente die Superiorität der Kanone de Bange über die Krupp-Kanone festgestellt worden sei.

Eben die Preßorgane, welche damals über unseren Mißerfolg triumphirten, sind jetzt in die peinliche Lage versetzt, eine ganze Reihe sehr bedenklicher Niederlagen des Systems de Bange zu registriren. Im Lager von Chalons ist am 30. August d. J. eine nach dem genannten System konstruirte Kanone gesprungen, und in dem Lager von Auvours sowie bei den Manövern des 1. Armeekorps in der Umgebung von Arras ist am 3. bezw. 14. September d. J. von je einer Kanone das Bodenstück abgeflogen. Innerhalb zweier Wochen also haben sich 3 schwere Unglücksfälle mit der Kanone de Bange ereignet, wobei ein Offizier und zwei Kanoniere getödtet, vier verwundet worden sind.

Die französischen Zeitungen anerkennen selbst, daß schon früher ähnliche Vorkommnisse stattgefunden haben. Im Juni d. J. ist eine 9 Zentimeter-Kanone, System de Bange, bei den Schießübungen der Artilleriebrigade von Castres geborsten, wobei 2 Mann schwer, einer leicht verwundet wurden. Aus dem vorigen Jahre sind 2 Unglücksfälle bekannt geworden. Am 4. Juni v. J. sprang in den Batterieen von Havre eine 24 Zentimeter-Kanone beim fünften Schuß dieses Tages, und am 9. Juli v. J. riß von einer 16 Zentimeter-Kanone das Bodenstück ab, tödtete einen Kanonier und verletzte drei andere. Es müssen aber noch andere, nicht in die Oeffentlichkeit gelangte Mißerfolge vorliegen; denn nach einer Pariser Mittheilung war der Fall, der sich im Juli v. J. ereignete, „der fünfte seit wenigen Wochen".

Wir haben, gleich nachdem der Erfolg des Systems de Bange in Serbien bekannt geworden war, darauf hingewiesen, daß derselbe keineswegs auf die Superiorität des französischen Produktes zurückzuführen sei, daß vielmehr bei den s. Z. in Belgrad angestellten vergleichenden Schießversuchen mit der de Bangeschen, Armstrongschen und Kruppschen Kanone die letztere sich als das vorzüglichste Geschütz bewährt habe. Die jüngsten Erfahrungen in Frankreich bestätigen zur Genüge, daß die Annahme des Systems de Bange seitens Serbiens ein Fehler gewesen ist. — Nicht die de Bangesche Kanone, sondern die überlegene Mache des Herrn de Bange und die einflußreiche soziale Stellung des französischen Elements in Serbien haben den Sieg über die Kruppsche Kanone davongetragen.

Das neueste „Marineverordnungsblatt" bringt die amtliche Bekanntmachung des Chefs der Admiralität (Allerhöchst zur Stellvertretung kommandirt Graf v. Monts), wonach S. M. Kreuzerkorvette „Augusta" vom 1. Oktober dieses Jahres an als verschollen zu betrachten ist. Der Bekanntmachung ist das Verzeichniß der mit S. M. Kreuzerkorvette „Augusta" bei dem Cyclon im Golf von Aden, Anfang Juni 1885, untergegangenen Offiziere 2c., Deckoffiziere, Mannschaften und kontraktlich Engagirten beigegeben. (Wir haben die Namensliste der Untergegangenen bereits in der Morgenausgabe vom 2. Oktober mitgetheilt.)

Ueber **Dogmatismus in der Volkswirthschaft** finden wir in der „N. A. Z.", offenbar aus der Feder eines bekannten Sozialpolitikers herrührend, eine Studie, der wir Folgendes entnehmen:

Das Dogmatisiren sollte man doch endlich, namentlich in unserem „realistischen" Zeitalter, den Theologen überlassen, um so mehr, als sogar auf diesem letzteren Gebiete die Kritik immer mehr Gestrüpp ausrodet und philosophische Sonne auf den Boden scheinen läßt. Giebt es aber irgend einen wirklich realen Gegenstand, so ist dieser in der Volkswirthschaft zu suchen und zu finden.

Wenn man nur zunächst den Begriff der Volkswirthschaft richtig verstehen und dann die Untersuchung über dieselbe, dem richtig definirten Begriffe gemäß, in strenger Konsequenz anstellen und durchführen wollte! Was aber in diesem Begriff auch schon kritisch geleistet, wie fest und sicher die untersten Grundlagen zu einer wirklichen Gesellschaftsökonomik gelegt worden sind: in den meisten Köpfen, auch der Männer vom sogenannten Fach, will noch immer die Idee des Volkes, der Gesammtheit, der produzirenden und konsumirenden Gemeinschaft, als das Alpha der ganzen betreffenden Wissenschaft, nicht Platz greifen. . . .

Das Freihandelssystem bezieht sich nur auf die Verhältnisse von Staat zu Staat; es will auch im Innern jeder staatlichen Gemeinschaft absolut freie Hand gewahrt wissen. Das laisser faire ist auch hier seine Devise. Sehe Jeder, wie er's treibe! In der Ungebundenheit aller Kräfte, selbst der ungleichsten, soll die Panacée für das Wohl Aller und jedes Einzelnen liegen. Es widert die Freihändler im Grunde ihres Herzens an, daß etwas für die im Wettkampfe Ermüdenden oder Unterliegenden gethan werden solle, und sie haben von ihrem Standpunkt aus nur Unrecht, das nicht frei und öffentlich zu bekennen. Ihr ganzes System steht oder fällt mit ihrem Verhalten in der sozialpolitischen Frage. Geben sie hier das Geringste zu, räumen sie ein, daß die freie Konkurrenz ein Loch hat, so ist ihr ganzes System verloren. Eine Alters- und Invaliden-Versorgung enthält ja den striktesten Beweis von der Mangelhaftigkeit des freien Wettbewerbes.

Da sind die Industriellen, die Herren des Großkapitals, schon einsichtiger; sie wissen, daß, wenn ein Zweig der nationalen Produktion gegen die ausländische Konkurrenz gesichert ist, viel weniger Arbeiternoth einreißt, der Bettel, die Unzufriedenheit, die Vagabundage sich vermindern; andrerseits erklären sie sich bereit, die Uebelstände des freien Wettbewerbes unter den Arbeitern durch eine geringe Leistung ihrerseits lindern zu helfen, dafern nur der übliche Kapitalgewinn beim „Geschäft" herauskommt.

Endlich sind die Freihändler gänzlich unhistorisch. Wenn sie von Geschichte reden, so führen sie nur die Aufhebung von Monopolen und Privilegien, von Zünften und Gilden, von Binnenzöllen und Marktrechten 2c. an, welche die Produktion und den Verkehr im Innern eines Staates oder einer Provinz hemmten, die Waaren über die Köpfe der Produzenten und Konsumenten hinweg unnöthig vertheuerten und sich so dem freien Wettbewerb, der „Harmonie aller Interessen" in den Weg stellten.

Sie wollen nicht wissen oder wissen wirklich nicht, daß sich zu den natürlichen Vortheilen, welche ein Land vor dem andern voraus hat, stets eine energische, oft gewaltthätige, rücksichtslose Handelspolitik gesellt hat. Nie wäre England der Holländer Meister geworden ohne die Cromwellsche Politik, ohne die Navigationsakte 2c. In Frankreich hat Colbert eine Blüthe der Industrie erzeugt, welche nur von dem rasenden Größenwahn Ludwigs XIV. eine geraume Zeit lang mit Mehlthau überzogen werden konnte.

Was ist das Resultat unserer bisherigen Erörterungen? Sowohl die Schutzzöllnerei als der Freihandel haben Unrecht, wenn sie sich für „Prinzipien" halten, auf denen man ein „System" errichten könnte. Ein Prinzip muß unter allen Umständen feststehen; daran darf niemals gerüttelt werden, weil ein schwankendes Prinzip kein Prinzip mehr ist. Die beiden antagonistischen Auffassungen der Volkswirthschaft können höchstens den Werth von Maximen in Anspruch nehmen, d. h. von Regeln, die je nach Bedarf und Umständen zur Anwendung kommen mögen. Oberstes und wirkliches Prinzip der Oekonomik ist das Wohl des Volkes im Ganzen wie im Einzelnen, die progressive Beseitigung der entsetzlichen Mißstände, welche bald durch die eine, bald durch die andere falsch angewendete Maxime hervorgerufen worden, die Anbahnung und Förderung einer, im historischen Schutt noch kaum erkennbaren Reform der Erwerbsverhältnisse überhaupt, mithin der Intervention gesetzgebender Vernunft in die durch den Egoismus Aller bewirkte und stets sich steigernde Anarchie.

Vor allen Dingen stände es den beiden sogenannten „Systemen" und ihren Vertretern wohl an, wenn sie sich bei theoretischen Verhandlungen einiger Bescheidenheit befleißigen und sich vorher etwas um die wahre kritische Wissenschaft bekümmern wollten. Sie würden dann nicht, wie Hr. Frankenburger zu Nürnberg, die Theilnehmer am (freihändlerischen) Volkswirthschaftlichen Kongreß mit den Worten begrüßen: „Der Volkswirthschaftliche Kongreß sei die einzige Stätte, an welcher die wahren Sätze dieser Wissenschaft in freier Meinungsäußerung, ohne Rücksicht auf Sonderinteressen und politische Richtungen und Wandlungen, überzeugungsgemäß festgesetzt werden." „Wahre Sätze" — festgesetzt werden": Das lautet ja ganz wie ex cathedra und extra ecclesiam nulla salus. So apodiktisch verfährt wahre „Wissenschaft" nicht; das thut nur eine Maxime, die des Glaubens lebt, sie sei unter allen Umständen und auf jede Gefahr hin ins Werk zu setzen.

Die wirthschaftliche „Freiheit" spielte natürlich auf dem Kongreß die Hauptrolle; doch gewahrte man bald, daß auch Wasser zu dem Wein der „Freiheit" geschüttet wurde. Herr Broemel (Berlin) wäre schon zufrieden, wenn von dem Protektionssystem zu den Handelsverträgen zurückgegangen würde, weil dadurch wenigstens „Zollermäßigungen" veranlaßt werden könnten. Auch eine neue Regelung des handelspolitischen Verhältnisses zu Oesterreich wollte Herr Broemel nur bis zu Zollermäßigungen ausgedehnt wissen, widerstrebte dagegen dem Antrag des Herrn v. Dorn (Wien), des einzigen anwesenden Oesterreichers, auf eine „völlige wirthschaftliche Einigung" beider Reiche. Und doch berief sich Herr v. Dorn auf einen streng freihändlerischen Grundsatz, indem er sagte: „Das wirthschaftliche Interesse in Mittel- und Westeuropa erfordere, daß die Gebiete freien Verkehrs erweitert und die interkontinentalen Zolllinien beseitigt oder doch an Zahl vermindert werden." Einen solchen Anfang kontinentaler Freiheit zu beantragen, verwarf der Kongreß der Freihändler! . . .

So etwas nennt man in unseren Tagen „Idealismus", wenigstens ließ der junge Herr Barth beim Schlußbankett, quasi re bene gesta, den „Idealismus" leben. Der Idealismus dürfte aber ganz anderswo zu suchen sein, nämlich in dem Studium und der praktischen Anbahnung einer gesunden Sozialpolitik, die sich zum Ziel setzt: die materielle und moralische Emanzipation des vierten Standes, oder, um nicht schablonenhaft zu werden, der gesammten Arbeiterwelt. Wenn dieser nichts anderes zu bieten wäre, als derartige „Prinzipien" und „Resolutionen", so dürfte man sich nicht wundern, wenn sie den Sozialdemokraten immer noch wenigstens ein Ohr liehe.

„Schluß aller Schlüsse: Das Dogma in der Volkswirthschaft ist der Feind alles Fortschrittes; die Verwechselung vom Prinzip mit jeweilig opportuner Maxime läßt keinen konsequenten Gedanken aufkommen; mit der allgemeinen „Freiheit", bei der es sich zu allererst fragt: von was und für wen? kann keine Wirkung mehr erzielt werden.

Bei aller Findigkeit und Schneidigkeit, mit welcher Herrn Eugen Richters Organ, die „Freisinnige Zeitung", gemacht ist, und mit welcher die „Volks-Ztg." in allerlei forcirt geistreichen Anbandlungen mit der „Nordd. Allg. Ztg." vergeblich zu wetteifern sich bemüht, giebt das Blatt doch mitunter sich und dem „Freisinn" recht bedenkliche Blößen. So verplaudert sich die „Freis. Ztg." heute in köstlicher Weise mit nachstehendem Erguß:

Im „Hannoverschen Kourier" entblödet sich der Redakteur der „Nat.-Lib. Korr." Herr Weber nicht, bei Erwähnung der nationalliberalen Kandidaturen, nach Art der Antisemiten von einer „fortschrittlichen Klique" in Berlin und von einem „fortschrittlichen Ring" zu sprechen, der durchbrochen werden müßte. — Was sagt der von der fortschrittlichen Majorität der Stadtverordneten zum Stadtrath erwählte nationalliberale Kandidat Herr Marggraff zu solchem Ton?

Kann der „Ring", die „Klique" unverfrorner angedeutet werden, als in diesem Appell an die verd . . . . . Pflicht und Schuldigkeit des Herrn Marggraff zur Botmäßigkeit unter seine „freisinnigen" Gönner!?

Rundschau im Auslande.

Gerüchte vom Einmarsch der serbischen Truppen in bulgarisches Gebiet, die gestern Verbreitung gefunden hatten, haben, wie es scheint, große Aufregung und Beunruhigung an der Wiener Börse hervorgerufen, welche unter dem Eindruck derselben starke Rückgänge zeigte. Die Veranlassung dazu ist vielleicht in der Ansprache zu suchen, die König Milan von **Serbien,** wie der „N. Fr. Presse" aus Belgrad gemeldet wird, vor einigen Tagen an die bei Nisch versammelten Truppen richtete. Nach dem diesbezüglichen Telegramm äußerte sich der serbische Monarch dahin, daß „die nächsten zwei Tage Gewißheit darüber bringen würden, was zu thun sein werde." In einem gewissen Zusammenhange mit der vom König geführten Sprache scheint eine von der serbischen Regierung an die Mächte soeben gerichtete Zirkularnote zu sein, welche die „Polit. Korresp." signalisirt. Diese Note konstatirt, nach der genannten Quelle, daß die serbische Regierung schon seit Wochen von der Organisation von serbischen Emigrantenbanden unterrichtet sei. Die serbische Regierung erklärt sich im Besitze von Beweisen in Betreff der Provenienz der Waffen, mit denen diese Banden ausgerüstet wurden. Die zeitweilig aus Sofia verbreiteten Nachrichten von stattgefundenen Internirungen der Führer der serbischen Emigranten, hätten sich nach genauern Erhebungen stets als unrichtig erwiesen. Die in Bulgarien organisirten Banden seien thatsächlich in das serbische Gebiet eingefallen, und eine derselben befinde sich noch auf serbischem Territorium, von serbischen Truppen umzingelt. Die Proklamation, welche Paschic und Peko Pavlovic an das serbische Volk erlassen haben, sei datirt von der Grenze „auf serbischem Territorium", auf dem sich also auch die Anführer der Banden befanden oder noch befinden.

Die direkten Nachrichten lassen den Stand der Dinge in Serbien in beruhigenderem Licht erscheinen. Aus Belgrad wird unter dem 16. d. M. gemeldet, daß das Verhalten der Regierung, wie aus einzelnen Maßnahmen zu schließen, von dem Bestreben getragen sei, der Vermittelung der Mächte kein Hinderniß in den Weg zu legen; auch das Gerücht von dem Ueberschreiten der bulgarischen Grenze durch serbische Truppen wird dementirt, womit allerdings zugleich der Erlaß eines Manifestes und die Verlegung des Hauptquartiers nach Pirot angekündigt wird. Pirot aber liegt an der Schwelle Bulgariens.

Als von Interesse zur Beurtheilung des Standes der bulgarischen Frage sind heut zwei Korrespondenzen zu registriren, welche den Inhalt von Unterredungen mit bulgarischen Staatsmännern resumiren. Der bulgarische Korrespondent des „Berliner Tageblattes" schildert ein Gespräch, das er mit Dr. Stransky über die politische Lage gehabt. In demselben äußert sich der Leiter und intellektuelle Urheber der jetzigen Bewegung dahin, daß gegenwärtig Alles von dem Verhalten Serbiens und Griechenlands abhänge; eine Erhebung dieser Länder könne den Anlaß zu einem europäischen Kriege geben. **Bulgarien,** das die schwersten Opfer mit seinen Rüstungen gebracht habe, zum Zweck seiner nationalen Vereinigung, dürfe nicht mehr vor dem Aeußersten zurückschrecken. Es begreife vollkommen, daß das Vorgehen aller Balkanstaaten für jeden derselben vom größten Vortheil sei und ihnen die Unabhängigkeit von anderen Mächten sichere. Es sei daher wünschenswerth, daß die übrigen Balkanstaaten ihren Vortheil begreifen und sich mit einander verbünden, statt sich anzufeinden. Man könne trotz der gegenwärtig leider herrschenden Rivalität sich leicht verständigen, wenn alle Balkanstaaten ihren Ansprüchen ethnographische Grenzen zu Grunde legten. Noch hoffe er auf eine friedliche Lösung, weil die Pforte und die Großmächte sich sagen müssen, daß blos bei einer baldigen Anerkennung der bulgarischen Ansprüche der Friede Europas erhalten bleiben könne. Sollte die Türkei dies nicht thun, so wäre der Krieg unvermeidlich, da die Vereinigung beider Bulgarien für beide Länder eine Lebensfrage sei. Ein von Bulgarien eingeleiteter Krieg würde jedoch wahrscheinlich auch Serbien und Griechenland zur Aktion veranlassen.

Ein Berichterstatter der „Köln. Ztg." schreibt derselben über eine Unterhaltung mit dem Minister-Präsidenten Karawelow aus Philippopel, in welcher sich das Gespräch hauptsächlich um die Stellung drehte, die Fürst Alexander von Battenberg im Lande einnehme. Der bulgarische Minister betonte in demselben mit großer Lebendigkeit, wie kein Bulgare mehr in die Trennung vom Fürsten willigen werde; wenn die Großmächte die Absetzung desselben dekretirten, so liefen sie Gefahr, eine internationale Bestimmung zu treffen, die sich als unausführbar erweisen werde. Die Türkei selbst würde, wenn sie in einer oder der anderen Form ihre Zustimmung zu der Vereinigung Bulgariens gäbe, nicht mehr gewillt sein, gegen den Fürsten Alexander aufzutreten, der für gute Behandlung der Muhammedaner mehr Bürgschaft böte, als irgendein russischer oder anderer Fürst.

Feuilleton der Norddeutschen Allgem. Zeitung.

Berlin, den 17. Oktober 1885.

Soll man unter den Tropen Wolle tragen?

Von Gerhard Rohlfs.

Es giebt Thiere genug, welche, je nachdem es Winter oder Sommer ist, ihre Bekleidung wechseln. Fast alle Thiere bei uns haben im Winter ein dichteres Fell oder Gefieder, als im Sommer. Es ist dies eine bekannte Thatsache, und Jedermann weiß es. Aber was weniger bekannt ist, weil es nur von wenigen Europäern beobachtet werden konnte, ist der Umstand, daß z. B. Schafe ihre Wolle verlieren, sobald man sie nach den heißesten Gegenden versetzt. In Tuat, Draa, Tafilet, Fesan, Kufra und Bilma sowie in verschiedenen heißen Regionen Zentralafrikas hat man beobachtet, daß aus kälteren Regionen dort hingetriebene Schafe schon vor Ablauf eines Jahres ihre Wolle verlieren und statt ihrer Haare bekommen. Daselbst geworfene Lämmer kommen mit Haaren zur Welt. Der Löwe, der in den kalten Regionen des großen Atlas und am Kap eine stark entwickelte Mähne und dichtes Fell hat, verliert in Zentralafrika seine Mähne und hat ein äußerst spärliches Haar. Zoologen wollen zwar deshalb den zentralafrikanischen Löwen vom atlantischen und kapschen unterscheiden, aber mit demselben Rechte könnte man auch das tropische, mit Haaren versehene Schaf von dem mit Wolle bedeckten unterscheiden. Die besten Felle kommen aus der kalten, die schlechtesten aus der heißen Zone.

Es ist dies von der Natur so eingerichtet, oder richtiger gesagt, die Thiere haben sich den natürlichen Verhältnissen angepaßt. Wie stark muß in der That in der heißen Zone das Unbehagen desjenigen Thieres sein, welches eins der wärmsten Kleider trägt, daß es schon nach Verlauf eines Jahres sich den Verhältnissen so zu akkomodiren vermag, daß es die Wolle verliert und statt derselben Haare bekommt, und daß die fürderhin von ihm in der heißen Zone geworfenen Abkömmlinge nicht mit Wolle, sondern mit Haaren zur Welt kommen! Wir stehen hier vor einem Räthsel nur deshalb, weil der Zeitraum so kurz ist, weil ein Jahr zur Umwandlung genügt. Denn Niemand findet es wunderbar, daß in kalten Gegenden — soweit gute Ernährungsverhältnisse es gestatten — Merinos und Angora sich stets besser hinsichtlich ihrer Felle entwickeln; beide gedeihen auf den kühlen Regionen hoher Berge. Aber wenn ein mit Wolle versehener Fettschwanz, der doch schon hohe Temperaturen ertragen kann, seit Tausenden von Jahren ertragen hat, angekommen in der Region der heißesten Temperaturen, innerhalb eines Jahres sein Fell ändert, so kann man das nur durch die zwingendste Nothwendigkeit erklären.

Die Menschen sollten aber aus diesen Beispielen ersehen, daß eine zu starke Bekleidung, eine Wollbekleidung in den Tropen nicht gut ist. Viele gehen indeß so weit, daß, während sie bei uns, im gemäßigten Klima, ohne Wollbekleidung gingen, in den heißen Gegenden vermeinen, ihren Körper mit Flanell oder Wolle umhüllen zu müssen. Wer dazu bestimmt ist, in einem Klima zu leben, dessen Temperatur Jahr aus Jahr ein und Tag und Nacht durchschnittlich über 20° Réaumur oder gar über 25° liegt — und es giebt ja solche Gegenden —, der schwächt dadurch in ganz außerordentlicher Weise seinen Körper, wenn er durch das Wollregime die Hauttemperatur noch erhöht — sie oft bis auf Blutwärme steigert. Dadurch entsteht ein beständiges Perspiriren, die Haut wird empfindlicher, verweichlichter, und das ist die Hauptursache für die Nordländer, daß sie sich den Tropen so schlecht accommodiren.

Diejenigen, welche das Tragen von Flanell in den Tropen befürworten, führen als Hauptgrund dafür an, es schütze gegen die durch plötzliche Temperaturwechsel hervorgerufenen Erkältungen. Aber man bedenke doch, daß ein Zugwind, sobald die Luft selbst über 20° R. warm ist, garnichts schadet! Und in den Tropen sinkt auch Nachts die Temperatur selten unter 20°. Hat man doch in den heißesten Gegenden seine Zuflucht zu sogenannten Puncards, d. h. Riesenfächern, genommen, um durch Luftbewegung einigermaßen Abkühlung d. h. schnellere Verdunstung auf der Oberfläche der Haut hervorzurufen. Und dies paralysirt man dadurch, daß man durch Flanelltragen eine schädliche Verweichlichung der Haut hervorruft?! Weshalb tragen wir denn im Winter bei uns in unseren kalten Regionen Flanell und Wolle? Doch nur, um uns in einem Klima, dessen Luft sich um den Nullpunkt des Thermometers nur zu oft herumbewegt, gegen die Kälte zu schützen. Weshalb soll man sich aber in einem Klima, dessen Temperatur beständig über 20 Grad R. liegt, gegen Kälte schützen? Ist es nicht unlogisch, in den heißen Zonen dieselbe Bekleidung tragen zu wollen, wie in der kalten und gemäßigten? Weshalb ertragen die Briten, die hauptsächlichsten Befürworter des Flanellregimes, die heiße Zone so schlecht? Zum Theil wegen des übermäßigen Genusses von Brandy anstatt Weines oder Bieres, noch mehr aber, weil sie Tag und Nacht ihre Haut in ganz außergewöhnlicher Weise anstrengen und dadurch erschlaffen. Die Haut wird unfähig, weiter zu reagiren.

Aber, hat man eingeworfen, die Araber haben doch auch das Wollregime, die Söhne der Wüste umwickeln sich in der Sahara den Körper mit zwei bis drei wollenen Burnussen. Das ist einfach nicht wahr! Ein Scheich der Araber liebt es allerdings, sobald er zu Pferd steigt, sobald er in die Stadt geht, seinen ganzen Kleiderreichthum über seinen Körper auszubreiten. Hat er drei wollene Burnusse und außerdem einen rothen oder blauen von Tuch, so unterläßt er sicher nicht, diese Zeugen seines Reichthums vor Aller Augen auszuhängen. Besitzt er mehrere Turbane, so umwickelt er sein Haupt mit Binden von Dekametern Länge. Aber bei sich daheim kramt er Alles wieder in die Truhe — und das einfache, lange Shirtinghemd ist seine Bekleidung.

Warum lernen wir denn nicht von den Eingeborenen, wie wir uns tragen sollen? In den Tropen Afrikas bedecken sich die Neger ihre Blößen einfach mit Perlenschnüren, mit großen Blättern, mit gegerbten oder ungegerbten Fellen 2c. 2c. Erst da, wo sie mit der Zivilisation in Berührung gekommen sind, an der Westküste, in den Haussa-Staaten, in Bornu 2c., bekleiden sich die Neger; aber doch nur mit Kattunstoffen. Und sie finden sich wohler dabei als die mit Flanell sich umhüllenden Weißen. Der Werth der nach Afrika für die Schwarzen importirten Kattunstoffe beziffert sich nach Hunderten von Millionen. Flanell- und Wollstoffe finden kein Absatzgebiet und werden dort nie von den Eingeborenen benutzt werden.

Freilich an den großen Höfen in Innerafrika, wo der Mohammedanismus die Schwarzen mit den Weißen zusammengebracht hat, lieben es die Großwürdenträger und die Machtinhaber des Staates, sich mit einer großen Menge von Toben, aus weißen und bunten Kattunstreifen zusammengenäht, zu bekleiden. Auch hier ist wieder die liebe Eitelkeit die Ursache. Aber die Sultane und ihre Höflinge haben es in der Macht, sich wenigstens in jedem Augenblick die nöthige Kühlung verschaffen zu können: ihre weiten Toben haben keine Aermel, sondern nur Schlitze von der Schulter bis zum Boden; öffnet man sie, so bleibt nur eine vordere und hintere Kleiderwand, an den Seiten kann die Luft zu den nackten Körpern Zutritt erlangen in vollstem Maße.

Will man also der Natur, den gegebenen Verhältnissen, dem Beispiele der in den Tropen lebenden Eingeborenen folgen, so verwerfe man die Wolle als Kleidungsstück, wie die Mutter Natur sie verwirft in Bekleidung der Thiere. Man benutze aber zu Stoffen die Pflanze, welche dort heimisch ist, und welche von Eingeborenen seit Langem zur Bereitung ihrer wenigen Kleidungsstoffe benutzt wird: die Baumwolle. Kattun- und Shirting-Stoffe haben neben ihrer Leichtigkeit die Eigenschaft, daß sie die Nässe nicht so lange zurückhalten wie Leinwand und eben dadurch auch nicht zu abkühlend wirken.

Sollten durch Thauniederschläge Unzukömmlichkeiten am frühen Morgen oder Abends befürchtet werden, so muß man sich dagegen durch Oberröcke, durch Gummiröcke oder Gummidecken schützen, ohne daß man aber nöthig hätte, direkt den Körper durch Flanellanzüge zu quälen. Daß unter allen Umständen die Haut stets offen gehalten werden muß, daß die größte Reinlichkeit geboten ist, versteht sich eigentlich von selbst. Denn viel mehr als in den gemäßigten Klimaten ist in den Tropen die Haut Gesundheitsventil. Ein großer Theil der Thätigkeit der Nieren wird in der heißen Zone von den Poren der Haut besorgt, weshalb man um so mehr darauf zu achten hat, die Haut nicht zu schwächen durch übermäßige Transpiration. Diese geht unmerklich — ohne daß es zu eigentlicher Schweißbildung kommt — stets vor sich, und um so stärker hat sie statt, je trockener das Klima ist. Noch ungesunder würde es aber sein, in einem heiß-feuchten Klima, also an den Küsten oder in Gegenden mit sumpfigen Niederungen das Wollregime in Anwendung zu bringen. Dies hätte einfach zur Folge, daß der Körper sich beständig in einem Zustande wie in einem türkischen Bade befände. Welche Erschlaffung für den menschlichen Organismus, für die Haut speziell, geht daraus hervor! Es ist nicht im Geringsten zweifelhaft, daß die Menschen in den Tropen sich den Aufenthalt gerade dadurch so erschweren, daß sie der großen Hitze durch unvernünftige Bekleidung noch Vorschub leisten. So nützlich Wollbekleidung in den kalten Gegenden sein mag, für die Tropen ist sie durchaus verderblich. Nehmen wir uns ein Beispiel an den Eingeborenen, die sich mit dem Wenigsten begnügen. Schwächen wir unsere Haut nicht durch Wollbekleidung, wie die Engländer es thun, die aber dadurch so empfindlich werden, daß sie nur für kurze Zeit im tropischen Klima leben können, und gezwungen sind, dort geborene Kinder nach Europa zu schicken. Bedenken wir einfach, daß es unlogisch ist, sich in heißen Gegenden mit noch heißer machenden Kleidungsstücken zu bekleiden, daß die Natur und Vernunft dagegen protestiren. In der Heimath der Baumwolle: Kattunbekleidung, in der Heimath der Wolle: Flanell!